

Hochofenschef und Frau Gerard; sie suchten und mieden sich abwechselnd.

„Wird er nicht sprechen,“ dachte sie, „warum zögert er noch?“

„Ich warte ein Zeichen ihrer Liebe ab,“ dachte er, „vielleicht täusche ich mich.“

Wie jeder Liebende hatte auch Bernhard Zweifel; er wurde hin- und hergeworfen zwischen ihnen. —

„Harby,“ sagte Ines, „sieh dir doch dieses Bild an. Ist es nicht dasselbe, das unsere Mutter in ihrem Album hatte? Später war es daraus verschwunden.“

Bruder und Schwester waren in Mon Repos; Irmgard war eben aus dem Zimmer gegangen, um etwas anzuordnen. Ihr Photographiealbum lag auf dem Tisch, Ines besah es. Sie reichte Bernhard das Bild hinüber. Es stellte einen jungen, hübschen Offizier dar, der die Uniform des Majors von der Eiche trug; war es auch verbläht und gelblich geworden, durch die Zeit — Bernhard erkannte doch sofort, daß Ines recht hatte. Und wie ein Blitz durchfuhr es ihn: „Dieser junge Mann und Robert Gerard sind ein und derselbe Mensch. Es sind dieselben Züge, derselbe schlaue Ausdruck bei beiden; nur treten sie im Alter verschärft hervor.“

Und wieder fühlte der Hochofenschef, daß das Geheimnis seines Vaters mit Gerard in Verbindung stehen mußte. Irmgards Eintritt läßt ihn den Faden seiner Gedanken nicht weiter spinnen; er hielt das Album in seinen Händen und blickte darauf nieder.

Da tut Ines arglos die Frage, die ihrem Bruder auf der Seele brannte: „Wer ist das, Irmgard?“

„Mein verstorbener Mann in seiner Jugend,“ versetzte Frau Gerard ruhig, „er war früher Offizier und stand in Potsdam.“

Bernhard zuckte heftig zusammen. „Denke dir, dann haben unsere Eltern ihn gekannt,“ rief Ines lebhaft. „Vater war Major in Potsdam; ich erinnere mich, dieses Bild in Mamas Album gesehen zu haben.“

Ines war so mit dieser Entdeckung beschäftigt, daß sie des Bruders Bewegung nicht bemerkte. Er stand auf und trat an das Fenster. Irmgard zögerte etwas dann folgte sie ihm.

Hier haben sie schon einmal gestanden, an ihrem Geburtstage, als das Unglück mit dem Kesselbruch sich auf dem Hochofen ereignete.

„Herr Baron, warum so düster?“

Ihre Stimme fragte es neben ihm. Was sollte er antworten? Wußte sie etwas von dem, was ihm immer klarer wurde? War sie eine Mitschuldige des Mannes, dessen Reichtum ihr alle Freuden des Lebens schenkte? Nein, nein, diese Augen konnten nicht lügen; klar und furchtlos blickten sie auf ihn.

„Haben Sie Sorge?“ fragte Irmgard, als er stumm blieb.

„Ja,“ rang es sich gepreßt aus seiner Brust.

„Können Sie sie mir nicht anvertrauen?“

Eine flehende Bitte lag in ihrem Ton.

Er schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, gnädige Frau.“

„Ist es etwas, was mit dem Hochofenwerk in Verbindung steht?“ fuhr Irmgard fort.

„Nein, gnädige Frau, es hat nichts damit zu tun.“

„Dann ist es etwas, was Sie persönlich betrifft.“

„Ja, so ist es.“

„Betrachten Sie mich als Freund, ich möchte Ihnen das tragen helfen, was Sie bedrückt.“

„Sie können es nicht.“

In heißer Dual rang es sich hervor. Irmgard senkte traurig den Kopf.

„So bin ich Ihnen eine Fremde,“ sagte sie leise.

Seine Leidenschaft ließ sich kaum mehr zügeln. O, daß er sie in seine Arme reihen, daß er diesen lieblichen Frauenmund mit Küßchen bedecken, ihr die Namen heißer Zärtlichkeit geben dürfte, mit denen er sie so oft in jenen einsamen, sehnüchlichen Stunden genannt hat, wo alles in ihm nach ihr schrie und die Flammen seiner Liebe über ihm zusammenschlugen. Aber gerade jetzt, wo er vielleicht bald den Schleier von dem Vermächtnis seines Vaters heben würde, jetzt mußte er schweigen und das mächtige Gefühl zurückdrängen. —

„Eine Fremde,“ wiederholte Bernhard von der Eiche mechanisch. „Muß es nicht so sein, wenn —“

Er brach jäh ab und verließ das Zimmer in fast unhöflicher Weise. Ines rief ihm nach, zu warten, sie werde mit ihm nach Hause fahren, aber er hörte sie nicht, er hatte den Weg durch den Wald eingeschlagen, der im weiten Bogen nach Köhlingen führt.

„Was war Bernhard nur?“ fragte Ines erstaunt.

Aber Frau Gerard antwortete ihr nicht; sie atmete erleichtert auf, als Ines fortfuhr.

„Eine Fremde, muß es nicht so sein?“ Mit dieser Worten hatte er ihr alles gesagt, nun wußte sie es, daß sie nichts zu hoffen hatte, daß sie wandern mußte, wie zuvor, und Köhlingen nie wiedersehen konnte.

„Sagen Sie meiner Schwester, daß sie heute nicht auf mich warten soll; ich käme spät vom Werk nach Hause.“ Mit diesem Auftrag schiedte der Hochofenschef einen Arbeiter zu Ines. Heute mußte er allein sein. Er mußte überlegen und schlüssig werden über sein Handeln. Wie deutlich erinnerte er sich der Unterredung mit seinem Vater, als der Major ihn kurz vor seinem Tode nach Liebenau berief. Er sah das einfache Zimmer vor sich, die abgekehrte Gestalt im alten Lehnstuhl, und die müde Stimme sprach: „Schließe die Tür, mein Junge, was ich dir zu sagen habe, darf niemand hören.“ Und dann hatte der Major Bernhard erzählt, wie es gekommen, daß sie verarmt waren.

Rechtsanwalt Osterfeld hatte seine Klientin in Mon Repos schon einige Male besucht. Der alte Hausfreund hatte heute ein sehr ernstes Gesicht und das hing so zusammen: Er hatte einem Kunstschiller den Schreibtisch zur Reparatur gegeben, der früher Robert Gerards Eigentum gewesen war und den Irmgard dem Rechtsanwaltschaft geschenkt hatte. Meister Anton Kremer galt als der geschickteste seines Handwerks.

Er besah mit Kennermiene das massive Möbel und versprach, es verjüngt unter seinen geschickten Händen ersehen zu lassen.

Einige Tage später kam er eines Abends sehr geheimnisvoll zu Osterfeld.

„Wußten Sie, Herr Rechtsanwalt,“ sagte Meister Kremer, „daß es ein Geheimfach in dem Schreibtisch gab?“

„Nein, haben Sie vielleicht noch eine Million darin aufgefunden?“ fragte Osterfeld lachend.

„Das nicht, wohl aber dieses versiegelte Papier; hier ist es.“

Kremer reichte dem Rechtsanwalt das Fundobjekt. Es war ein ziemlich umfangreicher Umschlag aus gelblichem Pergamentpapier. Es stand nichts darauf.

„Wird wohl nichts von Bedeutung sein; ich danke Ihnen Kremer. Bitte, sprechen Sie nicht darüber,“ sagte Osterfeld.

„Gewiß nicht, Herr Rechtsanwalt. Das Geheimfach lag rechts unter der Schiebetür, deren es ja, wie Sie wissen, drei gibt. Es fiel mir auf, daß der Raum hinter der Tür viel kleiner war, als bei den beiden links und in der Mitte.“

Wie ich nun mit dem Finger über die unterste Fläche fahre, fühle ich eine kleine Erhöhung nicht größer als eine Erbse. Aha, denke ich, das hat was zu bedeuten. Ich rüde und schiebe einige Zeit vergeblich; endlich knackt das alte Holz und das Geheimfach springt auf. Es bestand aus einer schwachen Schieblade, das Papier lag darin.“

Als Kremer sich entfernt hatte, öffnete Osterfeld den Umschlag; ein zweiter steckte darin.

„Frau Irmgard Gerard nach meinem Tode abzugeben.“ Das stand in der dem Rechtsanwalt wohlbelannten feulenartigen Handschrift Robert Gerards auf dem Papier, das einen unangenehmen Geruch ausströmte, wie er einem lange verschlossenen gebliebenen Fache eigen ist.

Osterfeld starrte auf das Stuevert.

„Was mag darin stehen?“ dachte er. „Irgend eine geheimnisvolle Sache. Ich will morgen nach Köhlingen hinüber und Frau Irmgard Gerard mag das Siegel lösen, das ich nicht wie das erste erbrechen kann.“

Zu seiner Verwunderung fand er in Mon Repos die Vorbereitungen zur Abreise.

„Wie, Sie gehen wieder fort?“ rief Osterfeld.

„Ja, morgen.“

„Nun, dann ist es gut, daß ich heute kam, gnädige Frau, ich bringe Ihnen etwas.“

Osterfeld erzählte, was sich auf die Entdeckung des Papiers bezog. Dann entfernte er sich diskret, während Irmgard mit einer ihr unbegreiflichen Erregung das Siegel erbrach, das ihres Gatten Monogramme trug.

Irmgard las dann:

Mon Repos, den 16. Februar 19 ..

Meine teure Irmgard!

Es läßt mir keine Ruhe, ich muß es niederschreiben, was mich so viele Jahre gequält. Wenn du es liest, deckt mich der grüne Najen. Ich glaube nicht, daß ich lange leben werde, ich fühle mich alt und krank. Urteile nicht hart, wenn du diese Zeilen gelesen; in deiner Hand liegt es, das gut zu machen, was ich gefehlt habe. Ich selbst kann mich nicht dazu entschließen. Das Gefühl der Scham ist so mächtig in mir, daß ich es unterlasse. —

Ich muß weit zurückgreifen, um mich dir verständlich zu machen. In meiner Jugend war ich Offizier im Gardes-Mann-Regiment in Potsdam, und mein bester Freund war der Major Baron Bernhard von der Eiche.

Hier ließ Irmgard den Brief sinken. Welcher Zusammenhang bestand zwischen ihrem verstorbenen Mann und der Familie von Eiche? Sie las weiter:

Ich habe damals viel in seinem Hause verkehrt. Eiche war mein Vorgesetzter und wohlhabend, während ich mit pekuniären Verlegenheiten zu kämpfen hatte. Ich war sehr leichtsinnig und eine böse Leidenschaft beherrschte mich: das Spiel. Oft hatte mich der Freund gewarnt und mir mit seiner Börse ausgeholfen. Ich galt als der Erbe eines reichen alten Onkels und wollte nach seinem Tode alles dem Major zurückgeben. Eines Tages ereilte mich das Unglück. Ich verpielte eine große Summe, es waren hundertachtzigtausend Mark, die ich verlor. Da reiste ich zu meinem Onkel; in Verzweiflung flehte ich ihn an, mir nur noch dieses eine Mal zu helfen. Meine Ehre stand auf dem Spiel, denn ich hatte mein Wort verpfändet, bis zu einem bestimmten Termin das Geld zu zahlen. Mein Onkel sagte mir, daß er mich enterbt habe, — so reiste ich nach Potsdam zurück. Ich sah keinen Ausweg, eine Kugel war die einzige Sühne meines Leichtsinns.

Und da trat Major von der Eiche als mein Retter in mein zerhörrtes Leben. Er hatte von meinem Verlust erfahren. Im Augenblick, wo ich zur Pistole greifen wollte, hielt der edelste Mann meine Hand zurück, er hat mir das Geld geliehen, hundertachtzigtausend Mark. Ich nahm meinen Abschied auf höheren Befehl. Was nun? In Europa wollte ich nicht mehr bleiben, aber ich hatte keine Mittel zur Existenz, und abermals war mein Freund hilfsbereit, er streckte mir zwanzigtausend Mark vor. Ich verpflichtete mich, ihm halbjährlich Zinsen zu zahlen.

Eine gewisse Sicherheit bot ich dadurch, daß ich, ehe ich Offizier wurde, mir auf Wunsch meines Onkels gute, kaufmännische Kenntnisse erworben hatte. Er war unzufrieden, daß ich meinen „sicheren Beruf“ aufgab, wie er sagte, und die „Uniform vorzog“. Jetzt dankte ich es ihm, daß ich etwas Praktisches gelernt hatte. Durch meinen Onkel, der früher selbst in Amerika gelebt, bekam ich eine Empfehlung an ein ihm befreundetes Handelshaus in New York. Nochmals schärfte er mir ein, daß ich auf ihn nicht zu rechnen hätte, das Legte, was er tun wollte, sei eben diese Empfehlung. — Ich stellte Eiche einen Schuldschein aus, dann schiffte ich mich in Hamburg ein, mit dem Entschluß, ein neues, besseres Leben zu beginnen. Und das Glück lachte mir, ich verstand es, an mich zu fesseln. Bald erkannte mein Chef, daß ich leistungsfähig war. Ich arbeitete mich auf und konnte Eiche die Zinsen schicken. Er schrieb mir dazwischen und zeigte mir die Geburt seines dritten Kindes an, einer

tochter, die Ines getauft wurde; die beiden älteren Kinder hießen Bernhard und Herta.

Irmgards Herz klopfte heftig. Ihre Vermutung traf ein. Der selbstlose Freund ihres Mannes war der Vater des Hochofenschefs von Köhlingen gewesen. Was sollte sie noch weiter hören?

„Ich hatte, um ganz mit der Vergangenheit zu brechen, in New York den Namen Robert Gerard angenommen; ich hieß bis dahin Stefan von Erber. Möchte dieser adelige Name vergehen werden, im frei denkenden Amerika wäre er mir vielleicht ein Hindernis geworden.“

Ich will hier nicht von der Zeit sprechen, auch nicht von dem Wie, das mich allmählich zum reichen Mann machte. Ich habe die Welt durchwandert und fast alle Länder der Erde kennen gelernt. Der Erfolg war mir günstig. Zuletzt lebte ich in Odeffa als Schiffsbreder und wurde dort Millionär. Es ist wahr, der Reichtum verhärtet das menschliche Herz, die Habsucht steigerte sich mit dem Besitz. Ich hörte auf, meinen Verpflichtungen nachzukommen, ich zahlte dem Major von der Eiche weder Zinsen noch das mir geliehene Kapital. Ich erfuhr später, daß er gestorben sei. Ich beruhigte mich, der Sohn wußte wahrscheinlich nichts von der ganzen Sache und außer dem mir geliehenen Gelde besah der Major noch gegen hunderttausend Mark. Er war unterdessen gewiß avanciert und bekleidete einen hohen Rang. Er entbehrte nichts meiner Meinung nach. In Petersburg lernte ich dich kennen und lieben, Irmgard v. Brömser, du wurdest mein Weib.“

Und jetzt, wo ich erst so kurze Zeit dein Gatte bin, jetzt fühle ich die tödliche Krankheit heranschleichen. Die Ärzte nennen es Verkalkung des Gehirns, und ich weiß, daß diesem Uebel oft Geistesumnachtung folgt. So schrieb ich es nieder, was mir in den letzten Jahren immer quälender deutlich geworden ist: „Du hast ein großes Unrecht an dem Helfer in der Not begangen.“

Ich bitte dich, durch Osterfeld Nachforschungen anzustellen, wo die Kinder Bernhards von der Eiche leben, und ihnen durch den Rechtsanwalt das geliehene Geld mit Zins und Zinseszinsen zurückzuerstatten. In der langen Reihe von Jahren dürfte sich das geliehene Geld recht hoch belaufen. Ich füge für Osterfeld die Berechnung der zu sechs Prozent von mir normierten Zinsen hinzu. Seinen bewährten Händen übergib alles ich bitte ihn, die Rückzahlung in einer für dich nicht bloßstellenden Art zu vollziehen. Ich lege diesen Brief und die übrigen Papiere in das Geheimfach meines Mahagonischreibtisches, vor meinem Tode will ich dich davon unterrichten. Lebe wohl, Irmgard, und verdamme mich nicht, weil ich nicht den Mut habe, bei Lebzeiten das zu tun, was dir nach meinem Tode obliegt.

Dein dich liebender Mann  
Stefan von Erber.“

Es war nicht mehr dazu gekommen, daß Irmgard ihres Gatten mündliche Beichte gehört. Mit einem an Mitleid und Grauen streifenden Gefühl gedachte sie des traurigen Zustandes Gerards, nachdem der Schlaganfall ihn der Sprache und Bewegung beraubt. Sie erinnerte sich der qualvollen Versuche des Kranken, ihr etwas mitzuteilen, seiner wildrollenden Augen und der gurgelnden Laute, die sich seiner Brust stoßweise entzogen. Sie blickte auf das Bild dessen, der so niedrig gehandelt und ihr die Demütigung auferlegte, das gut zu machen, was er fünfundsiebzig Jahr verheimlicht hatte. Wie schämte sie sich vor den Eiches. Mühsie es gerade der sein, dem ihr stolzes Sein in heißer Liebe zuneigte, der Mann, der mit den Seinen vielleicht entbehrt hatte, während sie in dem Reichtum lebte, der durch des Majors Großherzigkeit begründet wurde.

„Ich kann Bernhard von der Eiche nie mehr wiedersehen,“ dachte Irmgard verzweifelt, „Osterfeld soll alles ordnen, ich aber fliehe von hier, um nie mehr wiederzukehren.“

Irmgard Gerard reiste ganz früh am andern Tage ab. Sie stand am Fenster des Eisenbahnwagens, in dem sie und ihre Gesellschafterin Fräulein Körner allein waren; mit umflorten Augen sah sie die hohen Eichen des Werkes verschwinden. Nach einigen Stunden erfuhr der Hochofenschef durch Osterfeld alles. — Wieder hinaus in die Weite, fort von dem armseligen Köhlingen, das für Irmgard Gerard doch der liebste Ort der Welt geworden war, durch den Mann, der dort lebte, dem ihr Herz sich in grenzenloser Liebe ergeben hatte. —

Um die sechste Stunde Abends fand die wichtige Unterredung statt, die endlich den dunklen Schleier hob und Bernhard von Eiche das aufklärte, was er geahnt und doch nie ergünden konnte. Er erzählte Osterfeld alles, was der Major dem Sohne anvertraut hatte. Als die Zinsen des geliehenen Geldes ausblieben, sah sich der Major gezwungen, den Rest seines Kapitals anzugreifen. Es verbrauchte sich im Laufe der Zeit trotz mancher Einschränkung und Entbehrung.

Bernhard wies den Schuldschein Stefans von Erber vor. Osterfeld konstatierte dieselbe Handschrift mit dem Brief. Die Photographie hatte die Mutter Bernhards aus ihrem Album genommen und verbrannt, weil ihr Anblick jedes Mal ihren Gatten aufregte und an den treulosen Freund erinnerte.

Der Rechtsanwalt und der Hochofenschef machten ab, die Sache nur den Beteiligten, Randens und Ines mitzuteilen, deren Schweigen selbstverständlich war, sie sonst aber geheim zu halten, um keinen Makel auf den Namen Irmgard Gerards zu werfen. Osterfeld berechnete die auszahlende Summe; es war, wenn auch kein großer Reichtum, — immerhin etwas recht Erkleckliches.

Erst als alles Geschäftliche erledigt war, erfuhr der Hochofenschef, daß die Besizerin von Mon Repos abgereist war und Niemand wußte, wohin ihr Fuß sich gewendet hatte.

Im Herbst, wenn die klare Luft durchsichtig auf den Häuptern der Schweizer Berge liegt, wenn die stehenden Sonnenstrahlen sich in wohlthuende Wärme wandeln, dann reist es sich gut.

Fortsetzung folgt.